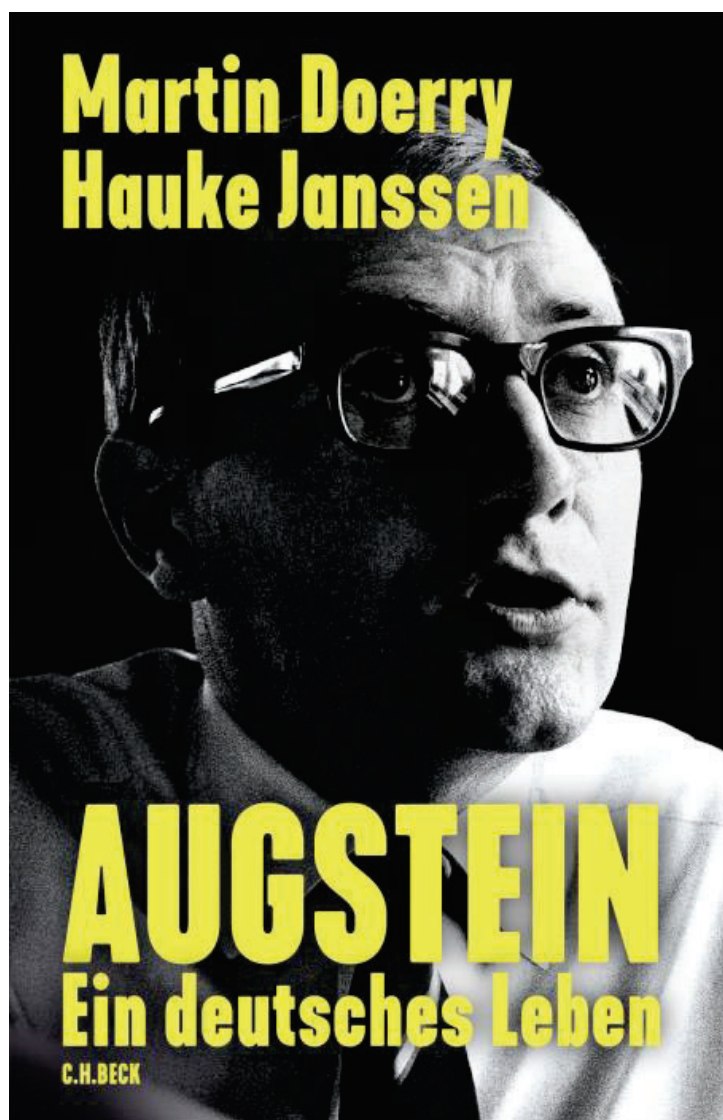


Unverkäufliche Leseprobe



Martin Doerry, Hauke Janssen
Augstein

Ein deutsches Leben

2026. 533 S., mit 30 Abbildungen
ISBN 978-3-406-85309-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/40969432>

**Martin Doerry
Hauke Janssen**

Augstein

**Martin Doerry
Hauke Janssen**

Augstein

Ein deutsches Leben

C.H.Beck

Mit 57 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: buxdesign | München, Daniela Hofner

Umschlagabbildung: Porträt von Rudolf Augstein © bpk-Fotoarchiv/

Digne Meller Marcovicz

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse GmbH

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 85309 8

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Inhalt

Einleitung 9

I. **Prägungen und frühe Erfahrungen 17**

- I.I. **Am «Binger Bienengarten» 17**
Eine katholische Weinhändler-Familie
- I.II. **«Der konnte alles, der wusste alles» 26**
Kindheit in Hannover
- I.III. **«Es gab nur noch Nazis und Antinazis» 36**
Schulzeit im humanistischen Gymnasium
- I.IV. **«Du siehst aus wie der große Kant» 51**
Der junge Schriftsteller
- I.V. **Eine «starke und vielseitige Begabung» 69**
Volontär beim Hannoverschen Anzeiger
- I.VI. **Der «Vorgeschobene Beobachter» 82**
Soldat an der Ostfront
- I.VII. **Im Dienst der «Reeducation» 113**
Neuanfang nach dem Krieg
- I.VIII. **Viele Väter, eine Mutter 122**
Das Projekt *Diese Woche*

II. **Aufbrüche und Erfolge 135**

- II.I. **Ein «Sturmgeschütz der Demokratie»? 135**
Aufstieg zum Chefredakteur
- II.II. **«Er konnte sehr unberechenbar sein» 148**
Kritisch gegenüber Freund und Feind
- II.III. **Kronzeugen mit dunkler Vergangenheit 163**
Der SPIEGEL auf Abwegen

- II.IV. «Don Rudolfos» falsche Freunde 182**
Ehemalige Nationalsozialisten in der Redaktion
- II.V. «Der schlechteste Mensch von der Welt» 200**
Weichenstellungen für eine erfolgreiche Zukunft
- II.VI. «Nur nicht für etwas Stellung beziehen» 210**
Der Kampf gegen Adenauer beginnt
- II.VII. «Der Kulissenmann der FDP» 229**
Einstieg in die Politik
- II.VIII. Auf dem «Unkrautacker der Politik» 242**
Franz Josef Strauß, der Antipode

- III. Triumphe und erste Niederlagen 263**
 - III.I. Die Jagd nach der «Libelle» 263**
Die SPIEGEL-Affäre 1962
 - III.II. «Piekfein sind wir nicht» 287**
Ausbruchsversuche und neue Zeitungs-Projekte
 - III.III. «So ein Mann ist mir noch nicht begegnet» 303**
Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus
 - III.IV. «Gewisse Untiefen» 317**
Wegbereiter der sozialliberalen Koalition
 - III.V. Ein «Hang zur zerstörerischen Betrachtung» 333**
Der SPIEGEL-Chef und die 68er
 - III.VI. Männer machen Geschichte 347**
Die Biografien: Bismarck, Friedrich II., Heine, Jesus
 - III.VII. «Fordern Sie demokratische Mitbestimmung!» 357**
Die Gründung der Mitarbeiter KG
 - III.VIII. «Nagel mit Kopf» 372**
Ein Gastspiel im Deutschen Bundestag

- IV. Kämpfe und Rückzüge 385**
 - IV.I. «Scheißblatt» 385**
Kritischer Begleiter der Regierung Brandt

- IV.II. «Sie wollen mir etwas wegnehmen» 398**
Der Herausgeber und die Emanzipation der Frauen
- IV.III. Die Stunde der «schrecklichen Vereinfacher» 413**
Was tun gegen den Terror der RAF?
- IV.IV. «Die Sache mit dem Grafen Otto» 426**
Alte und neue Feinde: Strauß, Reagan und die Steuerfahnder
- IV.V. «Träume, Schäume?» 439**
Auf dem Weg zur Wiedervereinigung
- IV.VI. «Abgelebt wie in einer alten Ehe» 451**
Die Mitarbeiter KG wird zum Machtfaktor
- IV.VII. «Warum wittern Sie dauernd irgendwo eine Verschwörung?» 466**
Die Redaktion geht auf Distanz zum SPIEGEL-Gründer
- IV.VIII. «Die Schuhe sind zu groß» 483**
Das Erbe des Herausgebers
- V. Anhang 501**
- V.I. Editorische Notiz 501**
- V.II. Bildnachweis 506**
- V.III. Quellen- und Literaturverzeichnis 508**
- V.IV. Namensregister 525**

Einleitung

Wer das neue SPIEGEL-Haus an der Hamburger Ericus-Spitze betritt, gelangt zunächst in ein monumentales, vierzehn Stockwerke hohes Atrium. Hoch oben über den Köpfen der Besucher hängen zwölf lange Brücken, auf denen Verlagsmitarbeiter und Journalisten von Etage zu Etage eilen. Der gewaltige Raum wirkt kühl und einschüchternd. Nur ein einziges Ornament, eine Inschrift in silbernen Lettern auf sandfarbenem Naturstein, erinnert an den Mann, ohne dessen Genie und Tatkraft diese Kathedrale des deutschen Journalismus nie errichtet worden wäre. «Rudolf Augstein», steht dort, und dazu das Leitmotiv des SPIEGEL-Gründers: «Sagen, was ist».

Rudolf Augstein hat den SPIEGEL groß gemacht, aber er hat ihn nicht allein erfunden, drei britische Besatzungsoffiziere standen ihm in den letzten Monaten des Jahres 1946 zur Seite. Sie waren es, die ihm die Rezeptur für den Erfolg des Projektes, den stets kritischen Blick auf die handelnden Personen in Politik und Gesellschaft, mit auf den Weg gaben. Aber ohne sein Talent, ohne seinen Ehrgeiz und seine Beharrlichkeit wäre aus dem dünnen, auf billigem Papier und in kleiner Auflage gedruckten Blättchen, das erstmals am 4. Januar 1947 an den Kiosken des von den Alliierten besetzten Deutschlands auslag, nie jenes Massenmedium geworden, das heute gedruckt und online Tag für Tag, Woche für Woche Millionen von Lesern findet.

Einfach nur zu «sagen, was ist», war Augsteins Sache allerdings nicht. Die reine Tatsachenbeschreibung hat ihn nie wirklich interessiert. Jede gute Recherche, so fügte er 1961, als er diesen Leitsatz formulierte, noch hinzu, diene einem konkreten Zweck: Wer der «Wahrheit ans Licht» ver helfe, schrieb er damals, könne als Journalist auch «die Wirklichkeit verändern». Und genau das wollte Rudolf Augstein unbedingt. Mit all dem, was er schrieb oder von seinen Redakteuren schreiben ließ, kämpfte er gegen das, was er für falsch und verhängnisvoll hielt in Deutschland und in der Welt, er wollte Menschen bewegen, wollte aber auch Neues schaffen als Publizist, als Verleger und – nicht zuletzt – als Politiker für seine Partei, die FDP.

Wer Augsteins Leben erzählt, erzählt zugleich auch deutsche Geschichte. Anfangs war er – wie Millionen andere – nur Objekt und Opfer der historischen Ereignisse, dann jedoch immer häufiger auch Subjekt und Gestalter des politischen Geschehens: Geboren vier Tage vor dem Hitler-Putsch im November 1923 und aufgewachsen in der Spätphase der Weimarer Republik, war er den Schrecken der NS-Diktatur als Schüler und Soldat noch machtlos ausgeliefert. Danach wurde er selbst zum Akteur, zuerst als junger Journalist im geschlagenen und von den Verheerungen des Krieges schwer gezeichneten Deutschland, und später als SPIEGEL-Herausgeber, als meinungsstarker Publizist, der den Kurs der Bonner Regierungen immer wieder maßgeblich beeinflusste. Ob es die Gründung der Bundesrepublik war, der Kampf gegen den restaurativen Obrigkeitsstaat der Fünfzigerjahre oder schließlich der Streit um die Wiedervereinigung 1990 – Augstein begleitete intensiv und aus nächster Nähe alle Weichenstellungen deutscher Politik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Wenn es dabei eine Konstante gab, eine Idee, die ihn durch alle Epochen und Episoden seines Lebens trug, dann war es das Beharren auf dem Primat der Nation. Den ideologischen Prägungen aus Kindheit und Jugend blieb er damit bis zuletzt treu. Er sei ein großer deutscher Patriot, hieß es denn auch häufig – ein Europäer oder gar Weltbürger

war er jedoch nie. Wenn ihn etwas umtrieb, dann waren es das durch das NS-Regime zerstörte nationale Selbstbewusstsein und der Widerstand der europäischen Nachbarn gegen eine eigenständige Rolle der Deutschen auf der internationalen Bühne. Dass er sich mit dieser Haltung im Laufe der Jahrzehnte auch ins Abseits manövrierte, nahm Augstein in Kauf. Seine politische Mentalität war im Kern unzeitgemäß.

Zusammen mit Männern wie Axel Springer, Gerd Bucerius oder Henri Nannen zählte er zu den großen Verlagsgründern des Landes. Ihre Überzeugungen hätten unterschiedlicher kaum sein können, aber ein Ziel verband sie ohne jede Einschränkung: Sie alle wollten nach dem Ende der Diktatur ein besseres, ein demokratisches Deutschland schaffen. Während heute zumeist anonyme Manager in Medienunternehmen den Ton angeben, war jeder dieser Verleger – und Augstein wohl sogar ein wenig mehr als die anderen – eine öffentliche Instanz in der Bundesrepublik, ihr Wort wurde gehört, ihre Meinung geachtet.

Augstein musste sich diese Rolle hart erarbeiten. In seinen frühen Jahren als SPIEGEL-Chef galt er in weiten Teilen der konservativen Nachkriegsgesellschaft noch als krawalliges Schmuddelkind der deutschen Publizistik, als gottloser Kirchenfeind, Nihilist und Nestbeschmutzer. Auch seine heftige Kritik an der – wie er meinte – vorschnellen Preisgabe der nationalen Einheit durch Konrad Adenauers Politik der Westbindung machte ihn vorerst zum Außenseiter im öffentlichen Meinungskampf. Nur eine anfangs kleine, allerdings stetig wachsende Gemeinde von SPIEGEL-Lesern verehrte ihn als kompromisslosen Kämpfer gegen die Dauerherrschaft von CDU und CSU und gegen jede Einschränkung der Meinungsfreiheit.

Das war seine Lehre aus dem Leben in der Unfreiheit der NS-Diktatur gewesen. Schon gegen die Zensurbehörden der alliierten Besatzungsmächte hatte er sich ohne Rücksicht auf mögliche Nachteile für ihn

selbst aufgelehnt, nun widerstand er auch den Versuchen demokratisch gewählter Politiker in der jungen Bundesrepublik, ihn mundtot zu machen. Parteienverbote, so wie sie in den Fünfzigerjahren diskutiert und schließlich umgesetzt wurden, lehnte er grundsätzlich ab. Selbst die Nachfolge-Organisation der NSDAP, die Sozialistische Reichspartei, wollte er allein politisch bekämpft sehen. Sprechverbote und Tabus, so wie sie heute den politischen Diskurs mitunter prägen, wären bei ihm auf erbitterten Widerstand gestoßen.

Doch erst seine Verhaftung im Zuge der SPIEGEL-Affäre des Jahres 1962 ließ Augstein zu jener Ikone der Pressefreiheit werden, die er bis zu seinem Lebensende blieb. Nun plötzlich wurde er, das Justizopfer, das Opfer der Machtgier des Verteidigungsministers Franz Josef Strauß, weithin respektiert, wurde zum Kronzeugen der Studentenbewegung in ihrer Rebellion gegen den deutschen Autoritarismus und zum Repräsentanten einer fortschrittlichen, weltoffenen Republik. Das Bild, das sich die liberale Öffentlichkeit in den Sechzigerjahren von ihm machte, war nahezu makellos.

Ein Bild allerdings, zu dem er selbst durch die Verbreitung mancher Legenden einiges beigetragen hatte. Dass er den Krieg als «halber Deserteur» überlebt habe, dass der frühe SPIEGEL das «Sturmgeschütz der Demokratie» und später stets «im Zweifel links» gewesen sei: Rudolf Augstein pflegte sein Image mit Bedacht. Nichts von dem war völlig falsch, aber die ganze Wahrheit erzählte er nur ungern. Stattdessen verbreitete er bunte Anekdoten aus seinem Leben als Soldat an der Ostfront, gab ihnen immer neue Pointen. Er liebte das Spiel mit verschiedenen Rollen, kein Zufall, dass er seine Kommentare anfangs nur unter Pseudonymen («Jens Daniel», «Moritz Pfeil») veröffentlichte. Und er neigte zum Understatement, auch weil er wohl ahnte, dass ihn diese Haltung nur noch größer machte. «Wo immer» man bei Augstein auf «Äußerungen zu seiner Person stoße», schrieb einmal der frühere *FAZ*-Herausgeber Frank Schirrmacher, «sind sie abwehrend, untertreibend, fast herunterspielend».

Im Laufe der Neunzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts verblasste sein bis dahin so strahlendes Renommee. Kritiker machten ihm nun plötzlich den leichtfertigen Umgang mit ehemaligen Nationalsozialisten in der frühen SPIEGEL-Redaktion zum Vorwurf, seine Warnungen vor den Risiken einer europäischen Gemeinschaftswährung wurden als Ausdruck eines frankophoben Ressentiments verstanden, seine überaus scharfe Kritik an der Politik Israels als Beleg für antisemitische Einstellungen. Gegen Ende seines Lebens war Rudolf Augstein kaum weniger umstritten als in den frühen Jahren seiner Karriere.

Dieses Buch soll die Geschichte hinter diesen Geschichten erzählen, soll zeigen, was sich hinter den mitunter verwirrenden Bildern und Selbstbildern des großen Journalisten Rudolf Augstein wirklich verbirgt. Die umfangreichen Bestände des Hamburger Augstein-Archivs erwiesen sich dabei als besonders ergiebig. Erstmals hatte die Augstein-Stiftung unbeschränkten Zugang zu den hier versammelten Dokumenten gewährt. Das aufgefundene Material ergänzt das bisher verbreitete Bild des SPIEGEL-Chefs in vielen wichtigen Details, auch die Erinnerungen von Zeitzeugen ließen sich damit überprüfen und nicht selten korrigieren.

Sein Leben besaß naturgemäß viele Facetten. Die Geschichte des Privatmanns Augstein, seiner Amouren und Leidenschaften etwa, böte allein Stoff für mehrere Bände. Sie lässt sich auch hier nicht völlig ausblenden, aber im Vordergrund steht immer das Werk des politischen Publizisten und Verlegers, eines Mannes, der für seine Überzeugungen bis zuletzt kompromisslos kämpfte und dabei auch viele Verletzungen in Kauf nahm, bei seinen Gegnern, bei seinen Mitarbeitern und bei sich selbst.

Rudolf Augstein war unser Chef. In seinen letzten fünfzehn Jahren haben wir für sein Magazin gearbeitet, in Redaktion und Dokumentation. Und als lebende Legende war er nicht irgendein Chef, sondern

eine Institution. Man verehrte und fürchtete ihn zugleich. Man verdankte ihm einen der begehrtesten Arbeitsplätze im deutschen Journalismus, aber man war ihm auch ausgeliefert, seinem Wankelmut und, in wenigen Fällen, seinem Zorn.

Nur selten betrat er damals noch das SPIEGEL-Haus, häufig genug blieb es bei telefonischen Kontakten oder schriftlichen Anweisungen aus seinem Büro. Seine Anrufe wurden in der Regel von seinen Sekretärinnen vorher angekündigt. Manchmal wartete man dann stundenlang am Apparat, bis sich seine schon etwas brüchige Stimme doch noch meldete, entweder, um einen Auftrag zu erteilen («Ich denke, wir sollten einen Titel über den Euro machen»), oder um einen Tadel auszusprechen, weil ihm beim Lesen des letzten Heftes ein Fehler aufgefallen war. Widerspruch ließ er nicht gelten.

Wer sich ihm in den Weg stellte, musste über kurz oder lang das Blatt verlassen. Schon früh empfand er die von Mal zu Mal selbstbewusster auftretende Redaktion als Gefahr für seine Machtposition. Nachdem er 1974 die Hälfte der SPIEGEL-Anteile an die Belegschaft übertragen hatte, entwickelte sich ein permanentes Spannungsverhältnis zwischen dem «Herausgeber» – so wurde er grundsätzlich genannt – und seinen Mitarbeitern. Mehrmals bereute er später dieses Geschenk.

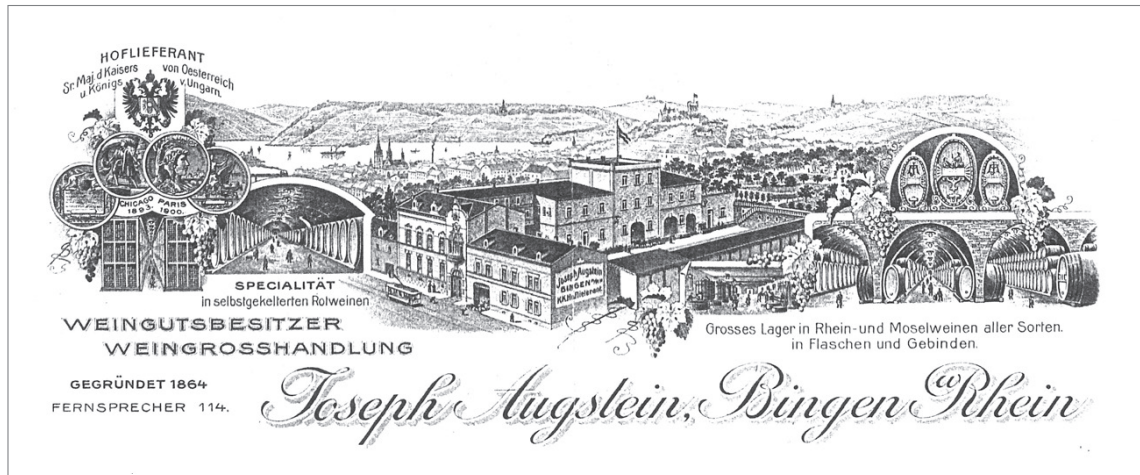
Augstein war zwar Unternehmensgründer und zeitlebens Chef seines Magazins, ein Patriarch aber war er nicht. Seine Mitarbeiter interessierten ihn im Grunde wenig. Sie dienten ihm vor allem als Werkzeuge seiner eigenen journalistischen Ambitionen. Einzelnen half er, wenn sie finanziell in Not geraten waren, doch danach verlor er sie schnell wieder aus den Augen. Persönliche Nähe ließ er – mit wenigen Ausnahmen – nicht zu.

Das galt auch für uns, die Autoren des vorliegenden Buches. Trotz vieler, zuweilen sogar täglicher Kontakte entwickelte sich nie ein ent-

spannter Umgang oder gar eine Vertrautheit mit dem SPIEGEL-Chef. Man blieb in sicherer Distanz. Eine Befangenheit bei der Beurteilung seines Lebenswerks bestand und besteht unsererseits also nicht. Wir machen Rudolf Augstein nur zum Objekt jenes kritischen Blicks, den er selbst allen SPIEGEL-Journalisten stets abverlangt hatte.

Martin Doerry, Hauke Janssen

Hamburg, im Sommer 2026



Weingroßhandel Joseph Augstein in Bingen, Kupferstich, ca. 1910

I. Prägungen und frühe Erfahrungen

I.I. Am «Binger Bienengarten» Eine katholische Weinhändler-Familie

Wenn Rudolf Augstein nach seinen Vorfahren gefragt wurde, so nannte er an erster Stelle gern den Namen seines Großvaters, des Binger Weinhändlers Joseph Augstein. Joseph, so behauptete Enkel Rudolf stets mit erkennbarem Stolz, sei nicht nur Präsident des örtlichen Weinhändlerverbands gewesen, sondern «einer der reichsten Männer von Bingen» überhaupt. Er habe sich eigens eine Hausorgel aus Amerika herbeschaffen und sogar einen privaten Tennisplatz anlegen lassen, obwohl er wohl gar kein Tennis spielte.

Josephs Wohlstand prägte das Selbstverständnis der Familie über Generationen. Immer zählten sich die Augsteins zu den besseren Kreisen, selbst wenn Inflation und Wirtschaftskrisen ihre Existenz bedrohten. Als ein Autor der *Süddeutschen Zeitung* einmal schrieb, Rudolf Augstein stamme wie sein großer Antipode Franz Josef Strauß aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, protestierte Augstein sofort. Seine Vorfahren seien vielleicht nicht vornehm gewesen, aber allemal «reich», beteuerte er auch 1998 in einem SPIEGEL-Gespräch mit dem Schriftsteller Martin Walser: «Ich hielt mich nie für einen Kleinbürger.»

Das strahlende Vorbild des Großvaters verdeckte im Bewusstsein der Familie allerdings die eher bescheidenen Anfänge der Augsteins. Viele Details aus der Familiengeschichte hat Rudolf Augstein erst in den Neunzigerjahren aus den Recherchen zweier Genealogen erfahren. Die Ergebnisse liegen in großen Konvoluten im Hamburger Aug-

stein-Archiv. Demnach waren die Augsteins über Jahrhunderte einfache Handwerker gewesen, Schuster, Küfer und Bäcker vor allem, man lebte im Rheingau, die ältesten Zeugnisse stammen aus dem Jahr 1480.

Ursprünglich in Lorch ansässig, zog die Familie im Laufe des 18. Jahrhunderts ins wenige Kilometer entfernte Bingen. Auch Rudolfs Urgroßvater Franz Augstein war noch Bäcker, als er 1864 in der Binger Gaustraße eine Weinhandlung eröffnete. Möglicherweise hat Leonide Leroudier, die zweite Frau des früh verwitweten Urgroßvaters, den Anstoß zur Unternehmensgründung gegeben. Sie stammte aus der Weinbaugemeinde Avize bei Reims und soll, so behauptete der Urkel, dem Gatten das «Panschen» von Wein beigebracht und so das Geschäft erst richtig in Gang gesetzt haben.

Doch wahrscheinlich war das nur eine von antifranzösischen Resentiments gespeiste Legende. Die Nachfrage nach Weinen wuchs in den Gründerjahren stetig an, die Eröffnung von Weinhandlungen lag also im Trend der Zeit. Und auch für die Idee, gute Weine mit billigen Tropfen und Zuckerwasser zu strecken, brauchte man keine Anregung am Küchentisch. Fragwürdige Methoden zur «Weinverbesserung» wurden in Rheinhessen – und nicht nur dort – allgemein praktiziert, Klagen darüber finden sich zuhauf.

Franz Augstein starb 1873 im Alter von nur 48 Jahren. Sein damals erst 19-jähriger Sohn Joseph führte nun den väterlichen Weinhandel unter Anleitung von Stiefmutter Leonide erfolgreich fort. Offenkundig trafen die beiden eine Menge richtiger Entscheidungen, etwa dass man sich – anders als die meisten alteingesessenen Binger Weinbauern – nicht auf die Vermarktung der Weine aus dem eigenen Anbau beschränkte, sondern «Rhein- und Moselweine aller Sorten», wie es in einer Werbeanzeige hieß, in das Angebot übernahm.

Auch der Wegfall der Zollschraken und der Ausbau der Eisenbahn ließen die Umsätze stetig wachsen. 1872 bekam das damals gerade mal 6000 Einwohner zählende Bingen einen neuen Bahnhof mit Gleisanschluss an den Rheinhafen. Zwischen 1882 und 1900 stieg dort der Güterumschlag, nicht zuletzt der Handel mit Wein, auf das Sie-

benfache. Etwa im selben Zeitraum wuchs auch der Anteil der jüdischen Bürger Bingens auf bis zu acht Prozent der Bevölkerung, und viele von ihnen arbeiteten im Weingeschäft. Laut einer neueren Studie waren um die Jahrhundertwende alle großen Binger Weinhandlungen in der Hand jüdischer Familien – mit einer Ausnahme: der Firma Joseph Augsteins.

Joseph hatte im Oktober 1880 die 22-jährige Anna Maria Sander aus Oppenheim geheiratet, eine äußerst vorteilhafte Partie. Mit Anna Marias Mitgift ließen sich der Kauf eines zweiten Wohn- und Geschäftshauses in der Gaustraße sowie der Erwerb einer damals bekannten Weinberglage finanzieren, des «Binger Bienengartens». Joseph wurde in den Vorstand der Binger Handelskammer gewählt, 1898 rangierte er in der Binger «Höchstbesteuertenliste» auf Platz 5. Er zählte damit zu den etwa 300 bestverdienenden Bürgern im Bezirk Rheinhessen.

Im Zentrum der Erinnerung an Großvater Joseph stand für Rudolf Augstein ein Akt des politischen Ungehorsams, der den Ahnherrn dem später stets den Autoritäten trotzen den Enkel zum großen Vorbild machte: 1899 wollte der hessische Großherzog Ernst Ludwig zur Aufbesserung der Landeskasse eine wenige Jahre zuvor abgeschaffte Weinststeuer wieder einführen. Der wirtschaftlich liberal gesonnene Joseph setzte sich daraufhin an die Spitze einer Bewegung hessischer Weinhändler, die um ihre Gewinne fürchteten und die Steuer verhindern wollten. Ihr Protest hatte Erfolg: Die zweite Kammer der hessischen Landstände lehnte die Weinststeuer nach längeren Verhandlungen ab.

In der Familie hieß es, dass der Großvater mit seiner Obstruktion den Anspruch auf den ihm eigentlich zustehenden Ehrentitel «Kommerzienrat» verwirkt habe – einen Titel, den andere Weinhändler vom Großherzog bereits verliehen bekommen hatten, der aber dem stolzen Bürger Joseph nichts bedeutet haben soll. Es habe ihm «Sicherheit» gegeben, so sagte Rudolf Augstein einmal, dass er «einen reichen, anerkannten Großvater» gehabt habe, «der dem Großherzog sagen konnte: ›Auf Ihren Kommerzienrat kann ich verzichten›». In

einem Notizheft Augsteins aus dem Mai 1941 findet sich allerdings ein Vermerk, der eine abweichende Erklärung nahelegt: Demnach hätte sein Großvater für die Erlangung des Titels 100 000 Mark zahlen müssen. Und diese Summe sei ihm zu hoch gewesen.

Josephs jüngster Sohn Carl bescheinigte dem Vater 1977 in einem Brief an seinen Neffen Rudolf eine «demokratische, gänzlich antimonarchische Gesinnung». Tatsächlich hatte Joseph seinen Söhnen etwa verboten, in preußischer Uniform das Haus zu betreten. Das Großherzogtum Hessen, zu dem Bingen zählte, war 1866 noch an der Seite Österreichs in den Krieg gegen die Preußen gezogen, allerdings wenig ruhmreich. Als treuer Katholik stand Joseph zudem der Zentrumsparterie nahe, jener konservativen, der römischen Kirche verbundenen politischen Kraft, die von Bismarck und den protestantischen Hohenzollern im sogenannten Kulturkampf zu den «Reichsfeinden» gezählt wurde. «Antimonarchisch» oder gar «demokratisch» war Joseph jedoch keineswegs gesonnen, nur sympathisierte er eher mit der katholischen Konkurrenz aus Wien: In den Werbebroschüren seines Weinhandels rühmte er sich, «Hoflieferant Seiner Majestät des Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn» zu sein.

Und ganz so konsequent schien auch seine Ablehnung alles Preußischen nicht zu sein. Nach der Reichsgründung wollte er offensichtlich auf der Siegerseite der Geschichte stehen: Hatte Vater Franz ihn, den einzigen Sohn, im Jahr 1854 noch nach dem österreichischen Kaiser Joseph genannt, so wählte er selbst die Namen des Hohenzollernkaisers Wilhelm und des preußischen Kronprinzen Friedrich für seine beiden ältesten Söhne (1883 und 1884 geboren). Insgesamt gebar Gattin Anna Maria sechs Söhne, zwei starben schon vor dem Erreichen des vierten Lebensjahres.

Die vier übrigen Kinder, neben Wilhelm und Friedrich – dem Vater Rudolf Augsteins – noch Joseph und Carl, litten schwer unter dem Regiment des Patriarchen. Joseph sei nicht nur unter den Binger Bürgern wegen seiner «Intelligenz» und «charakterlichen Unbeugsamkeit» gefürchtet gewesen, sondern auch und gerade bei seinen Söhnen, berichtete Carl in dem Brief an seinen Neffen Rudolf. Der Vater habe

seine Nachkömmlinge mit einer «unerbittlichen, fast grausamen Strenge» erzogen. Nur aus Rache, so wurde es in der Familie kolportiert, sei der älteste Sohn, Wilhelm, 1902 in der dem Vater verhassten preußischen Militäruniform an dessen Sterbebett erschienen. Der schwer an Diabetes erkrankte Weinhändler Joseph Augstein starb – wie schon der Unternehmensgründer Franz – im Alter von gerade einmal 48 Jahren.

Der Verblichene, berichtete Rudolf Augstein im Gespräch mit Martin Walser, habe Steuerschulden von einer Million Goldmark hinterlassen. Augstein hat diese Aussage jedoch nie wiederholt, und im Archiv findet sich dazu ebenfalls nichts. Möglicherweise war der hohe Betrag eher symbolisch gemeint und sollte zweierlei illustrieren: dass Joseph sehr viel Geld verdient hatte und dass sein Erbe auch eine Belastung war, weil erhebliche Verbindlichkeiten bestanden.

Josephs Söhne wussten jedenfalls mit dem väterlichen Unternehmen wenig oder gar nichts anzufangen. Vor allem die beiden älteren, so erinnerte sich Carl, seien mehr an Festivitäten als an schulischer oder sonstiger Bildung interessiert gewesen. Bücher, zum Beispiel, hätten in ihrem Leben keine nennenswerte Rolle gespielt. Wilhelm und Friedrich verließen die Binger Realschule bereits nach dem «Einjährigen», einer Art Mittleren Reife, und absolvierten dann ihren Militärdienst. «Wir Augsteins», so Carl, «hatten ein gerüttelt Maß von Leichtsinn verliehen gekriegt und machten davon reichlich Gebrauch.»

Wilhelm, ein begabter Cellist und Sänger, folgte immerhin mit seinen musikalischen Neigungen dem Vorbild des Vaters, der ein «hervorragender Musikdilettant und -kritiker» gewesen sei, wie Rudolf Augstein 1943 in seinem Notizheft notierte. Wenige Jahre nach dem Tod Josephs war Wilhelm erst nach Paris und dann nach Amerika gezogen, um dort als Musiker zu arbeiten. In den USA schloss er sich der Kirche der Christlichen Wissenschaft an und amtierte dort als «christian practitioner», also als eine Art theologischer Seelsorger und «Heiler» für die Mitglieder der Gemeinde. Friedrich, Josephs Zweitgeborener, übernahm zwar den Weinhandel, und die jüngeren

Brüder wurden bald ausgezahlt. Aber Rudolf Augsteins Vater fehlte es an unternehmerischer Fortune; in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg belasteten zudem schlechte Weinernten das Geschäft. Auch Friedrichs Heirat mit der wohlhabenden Kaufmannstochter Gertrude Maria Staaden (1885–1968) konnte den langsamen Niedergang des Unternehmens nicht aufhalten.

Gertrude stammte ebenfalls aus einer jener besseren Binger Familien, die mit dem Weinhandel wohlhabend geworden waren. Vater Johann Peter Staaden saß sogar in der Binger Stadtverordnetenversammlung. Gertrude, so berichtete Rudolf Augsteins jüngere Schwester Ingeborg in einem unveröffentlichten Interview, dessen Abschrift im Augstein-Archiv liegt, sei eine «unheimlich konsequente Frau» gewesen, streng katholisch erzogen und die eigentlich starke Figur in der Ehe. Rudolf Augsteins Mutter hatte lediglich, wie in gutbürgerlichen Kreisen üblich, eine Schule für höhere Töchter besucht. Mangelnde Bildung kompensierte sie durch einen ausgeprägten Realitätsinn. «Sie ließ sich durch nichts blenden», erinnerte sich Tochter Ingeborg.

Dank der starken Präsenz jüdischer Familien im Binger Weinhandel war es naheliegend, dass Gertrude zu ihrer Hochzeit 1907 auch eine jüdische Freundin einladen wollte. Doch die scheinbar selbstverständliche Geste scheiterte am Widerstand der potentiellen Tischherren: Niemand wollte an der Seite einer Jüdin sitzen. «Meine Mutter sagte», so erinnerte sich Tochter Ingeborg, «die ganze Hochzeit sei ihr verhagelt, weil sie nicht wussten, wie sie da herauskommen sollten.»

Friedrich und Gertrude bekamen sieben Kinder, die ersten drei wurden noch in Bingen geboren: Anneliese (1908), Josef (1909) und Margarete (1911). Die Familie wuchs und gedieh also, nur der Weinhandel erlebte immer schlechtere Zeiten. Im März 1913 verkaufte Friedrich Augstein – für Außenstehende mehr, für andere weniger überraschend – seine Anteile an der Firma und verließ samt Familie seine Heimatstadt. Friedrich wurde nun zum Miteigentümer von «Bülter und Stammer», einer Fabrik für fotografische Apparate in Hannover.

Über die Hintergründe dieser Entscheidung ist viel spekuliert worden, zu drastisch schien dieser Schritt, zu wenig plausibel der Wechsel ins Fotogeschäft. Dass die Umsätze im Weinhandel zurückgingen, war jedenfalls nicht der einzige Grund für die Aufgabe seiner Unternehmensanteile. «Mein Vater», so berichtete Sohn Rudolf, «trank in den Augen meiner Mutter zu viel von dem eigenen Wein.» Bereits morgens um 10 Uhr, ergänzte Tochter Ingeborg, sei er mit den ersten Kunden zur Weinprobe in den Keller gegangen. Und die Mutter wusste oder vermutete zumindest, dass schon der Vater und der Großvater ihres Gatten am Alkohol zugrunde gegangen waren. Schließlich habe sie ihrem Mann gesagt: «Friedrich, das passt mir nicht, ich will keinen Säufer zum Mann, du verkaufst diese Weinhandlung.»

Doch warum dann der Einstieg in die Produktion von Fotoapparaten? Friedrich Augsteins Kinder konnten nur bezeugen, dass ihr Vater gern fotografierte. Ausschlaggebend für seine Entscheidung war wohl eher jener Charakterzug, den sein Bruder Carl als Neigung zum «Leichtsinn» bezeichnet hatte – man könnte auch von unternehmerischem Wagemut sprechen. Denn tatsächlich erlebte die Fotografie damals einen Boom. 1889 war die erste industriell gefertigte Rollfilmkamera, die Kodak Nr. 1, auf den Markt gekommen. Das Fotografieren war plötzlich kein Privileg professioneller Fotostudios mehr, jeder Mann und jede Frau konnte so einen Apparat bedienen. Insofern durfte Friedrich Augstein darauf hoffen, dass sich ein Investment in dieser aufstrebenden Branche lohnen würde.

Zumal er bei seiner Beteiligung an der Hannoveraner Fabrik einen erfahrenen Mitinhaber an seiner Seite wusste, den Techniker Friedrich Stammer, der nach einem kapitalkräftigen Kompagnon gesucht und ihn in Gestalt des reichen Binger Erben gefunden hatte. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs beflügelte das Geschäft zunächst sogar, auch an der Rüstungsproduktion war das Unternehmen beteiligt. 1917 musste Friedrich Augstein noch für kurze Zeit an die Front. Dann starb überraschend Stammer, 1920 avancierte Friedrich vorübergehend zum Alleineigentümer des inzwischen unter dem Namen «Orionwerk» geführten Unternehmens. Das Firmenlogo

zeigte eine Brigg in rauer See, mit den drei Gürtelsternen des Orion darüber.

Im Hannoverschen Adressbuch firmierte Friedrich nun standesgemäß als «Fabrik-Direktor». Die Augsteins lebten in wohl-situierten Verhältnissen. Nach dem Tod Stammers hatten sie dessen großzügige 7-Zimmer-Wohnung in der Beletage der Podbielskistraße 310 bezogen, nicht weit entfernt von der Fabrik. 1915 und 1919 wurden zwei weitere Töchter geboren, Gertraude und Irmgard. Zwei Haus- und ein Kindermädchen versorgten die Familie rund um die Uhr. Schlechte Nachrichten kamen hingegen aus der Binger Heimat: Friedrichs Mutter musste Zug um Zug die letzten Weinbestände der Firma, die Immobilien und schließlich auch das Grundstück am «Binger Bienengarten» verkaufen.

Eines Tages rächte sich außerdem Friedrich Augsteins Mangel an Erfahrung im Fotogeschäft: Als Nachfolger Stammers holte er einen technischen Direktor als Miteigentümer an Bord, der zwar ein paar Patente mit in die Firma brachte, aber angeblich Fehler bei der Konstruktion neuer Fotoapparate machte. Jedenfalls sagte man dem Techniker später in der Familie nach, er habe Modelle gebaut, bei denen der «Verschluss nicht funktionierte».

Was, wenn es denn stimmte, verheerend für den Absatz gewesen sein dürfte. Die Orion-Produkte – gedacht laut Werkskatalog auch für den «fortgeschrittenen Amateur-, Sport- und Fachfotografen» – hatten es in den Krisenjahren nach dem Ersten Weltkrieg ohnehin schwer. Selbst namhafte Kamerahersteller kapitulierten in dieser Zeit. Dennoch konnte sich Friedrich Augstein damals noch glücklich schätzen, dass er das ererbte Geld in eine Fabrik investiert hatte. Die Hyperinflation von 1923 hätte sein Vermögen sonst vollends ruiniert.

Im selben Jahr, am frühen Morgen des 5. Novembers, brachte Gertrude Augstein in der Hannoverschen Hebammen-Lehranstalt einen gesunden Jungen zur Welt. Rudolf, das sechste Kind der Augsteins, wog knapp sechs Pfund und maß kaum 50 Zentimeter. Eine Woche später wurde der Knabe in der Marienkirche in der Nordstadt katholisch getauft. Im Taufschein und in der Geburtsurkunde steht der

Name Karl Rudolf. In allen seinen Pässen, Führerscheinen und Mitgliedsausweisen aber heißt es Rudolf Karl. Und diese – falsche – Reihenfolge hat bis heute Bestand.

I.II. «Der konnte alles, der wusste alles» Kindheit in Hannover



Familie Augstein, ca. 1926 (v. l.: Augsteins Onkel Wilhelm, Vater Friedrich, Bruder Josef, Tante Carry, Schwestern Anneliese und Margret, Mutter Gertrude, Schwester Irmgard, Rudolf)

An seinen Geburtstagen zitierte Rudolf Augstein gern den Vers «Remember, remember, the fifth of November». Der Satz erinnert die Briten an den berühmten «gunpowder plot» vom 5. November 1605. Damals wollten katholische Verschwörer das Londoner Parlament mit 36 Fass Pulver in die Luft jagen. Die Aktion scheiterte, doch noch heute wird der nach einem der Aufständischen benannte Guy-Fawkes-Day vielerorts in England mit Feuerwerken gefeiert. Neben der Koinzidenz mit dem eigenen Geburtstag war es vor allem das Rebellische

katholischer Insurgenten, was Augstein so an der Aktion faszinierte. Denn auch er sah sich stets als unbeugsamer Kämpfer gegen die Obrigkeit.

In den Tagen um den 5. November 1923 schien die Welt erneut aus den Fugen zu geraten. Während Gertrude Augstein mit ihrem neugeborenen Sohn Rudolf noch wohlbehütet im Krankenhaus lag, breiteten sich in vielen Teilen Deutschlands bürgerkriegsähnliche Zustände aus. In Sachsen, Thüringen und Hamburg waren es die Kommunisten, die die Reichsregierung stürzen wollten und eine Revolution anzuzetteln versuchten. Am 9. November 1923 putschten dann in München die Demokratiefeinde von rechts: Adolf Hitler zog mit mehreren Tausend bewaffneten Nationalsozialisten zur Feldherrnhalle. Nur mit Mühe konnte die Reichswehr die Aufstände niederschlagen.

Das Land durchlebte eine schwere Krise. Weil die Berliner Regierung den ihr auferlegten Reparationsleistungen nicht mehr vollständig nachkam, war das Ruhrgebiet zu Beginn des Jahres von französischen und belgischen Truppen besetzt worden. Eine Welle der Solidarität mit den Landsleuten an der Ruhr erfasste die Republik. Etwa zwei Millionen Ruhr-Arbeiter traten in den Streik, ihre Löhne wurden auf Pump aus der Staatskasse gezahlt, mit ungedecktem Papiergeld, das man in immer größeren Mengen drucken ließ – was die ohnehin schon galoppierende Inflation weiter beschleunigte. Auf dem Höhepunkt der Geldentwertung im Herbst 1923 kostete eine Straßenbahnfahrkarte in Hannover 90 Milliarden Mark. Die Geldscheine für die Löhne der Arbeiter in Friedrich Augsteins Orionwerk mussten dreimal täglich mit der Schubkarre von der Bank geholt werden, so zumindest erzählte man es Rudolf Augstein später.

Mit der Besetzung des Ruhrgebiets nahm auch die seit Generationen bestehende Feindseligkeit gegen Frankreich an Heftigkeit noch einmal zu. Antifranzösische Protest-Kundgebungen und Demonstrationen fanden starken Zulauf. Hannoveraner Gaststätten hängten sogar Schilder mit der Aufschrift «Franzosen und Belgiern ist der Zutritt verboten» auf. In einigen Städten des Rheinlands dagegen übernahmen Ende Oktober 1923 frankophile Separatisten vorübergehend

die Macht. Auch vor den öffentlichen Gebäuden Bingens, der Heimat der Augsteins, wehten die grün-weiß-roten Fahnen der sogenannten Rheinischen Republik. Der damalige Kölner Oberbürgermeister und Zentrumspolitiker Konrad Adenauer sympathisierte zeitweilig mit den Separatisten. Doch der Spuk war nach wenigen Wochen wieder vorbei, nachdem Frankreich und Belgien ihre Unterstützung für die Rheinische Republik zurückgezogen hatten.

Für Millionen von Bürgern der Weimarer Republik kam die Inflation einer nahezu totalen Enteignung gleich. Am 15. November 1923 setzte die von Kanzler Gustav Stresemann geführte Reichsregierung zu einem Befreiungsschlag an: Im Zuge einer radikalen Währungsreform wurden eine Billion Papier-Mark in eine Rentenmark umgetauscht; im Sommer 1924 trat an ihre Stelle die goldgedeckte Reichsmark. Für die deutsche Wirtschaft markierte die Währungsreform den Anfang eines mehrere Jahre währenden Aufschwungs; auch der Fabrikant Friedrich Augstein profitierte zunächst davon.

Rudolf Augsteins frühe Kinderjahre fielen damit in eine Phase politischer und ökonomischer Entspannung. Von den Katastrophen der jüngeren Vergangenheit erfuhr er erst später aus den Erzählungen seiner Eltern, seiner älteren Geschwister sowie in der Schule. Dass ihn diese nur mittelbaren Erfahrungen prägten, ist jedoch offenkundig: Starke Vorbehalte gegen alles Französische, gegen rheinische Separatisten sowie Kommunisten und Nationalsozialisten bildeten bald die Fixpunkte seines politischen Horizonts.

Dass auch seine Urgroßmutter Leonide – sie starb erst 1936 im Alter von 94 Jahren – Französin war, hat seine Vorurteile nicht erschüttert. Der kleine Rudolf mochte die alte Dame sehr, er amüsierte sich über ihren starken französischen Akzent. Immer wieder brachte man ihn zu Besuchen nach Bingen, zu ihr und zu Großmutter Anna Maria. Der Weinhandel des verstorbenen Großvaters befand sich inzwischen im Besitz einer jüdischen Familie. Die neuen Eigentümer hatten mehr Erfolg als die Augsteins, doch 1934 wurde ihr Geschäft «arisiert». Noch Jahrzehnte nach dem Krieg existierte laut Handelsregister eine Weingroßhandlung Josef Augstein KG in Bingen, aller-

dings im Besitz der Wein- und Spirituosen-Firma Racke, bekannt für ihre Whisky-Marke «Racke rauchzart».

Zu Rudolf Augsteins frühesten Jugenderinnerungen zählten Spaziergänge mit Mutter und Schwestern durch den Hannoverschen Stadtwald, die Eilenriede. Ein Bild blieb dabei besonders in seinem Gedächtnis haften: «Ich konnte kaum stehen, und die Sonne schien durch die Blätter, und ich wurde wieder in den Kinderwagen gehoben.» Später erkundete er die Nachbarschaft der elterlichen Wohnung in der Hannoverschen Podbielskistraße auf eigene Faust. Das Geschäft eines gewissen Herrn Löwenberg etwa, der unten im Haus «türkische Gegenstände» verkaufte, wie Rudolf Augstein 1993 in einem Interview erzählte. Oder die Bäckerei im Nebenhaus: «Da bin ich gerne hingegangen, um zuzugucken, wie der starke Bäcker schwitzend die Brote rausholte und reinschob, das habe ich mir gerne angeguckt.» Immer sonntags sei ein Leierkastenmann in den Hof gekommen, und aus allen Wohnungen seien dann «gebündelte Geldstückchen» heruntergeworfen worden.

Er sei in einem «harmonischen» Elternhaus aufgewachsen, berichtete er. Es sei eine fröhliche Familie gewesen, in der viel gelacht wurde, gerade von seinen Schwestern. «Wenn wir bei einer Familienfeier zusammensaßen», so notierte Rudolf Augstein 1941, «dann zitterte oft die Decke, nur wegen des nicht enden wollenden harmonischen Gelächters, das über Witz und Gegenwitz ausgebrochen war.» Seine Eltern hätten eine gute Ehe geführt. Eine Anekdote, die er ebenfalls 1941 in seinen Notizbüchern festhielt, bestätigte diesen Eindruck: «Eines Morgens war mein Vater schon zehn Minuten auf dem Weg ins Geschäft gewesen, als er auf einmal umkehrte, um sich zu vergewissern, ob er meiner Mutter auch auf Wiedersehen gesagt habe. Nach 34-jähriger Ehe.»

In früheren Jahren war es in der Familie weniger idyllisch zugegangen, vor allem bei der Erziehung der älteren Kinder. Der Umgang mit Tochter Anne etwa sei extrem streng gewesen, berichtete ihre jüngste Schwester Ingeborg. Nach jedem vermeintlichen oder tatsächlichen Fehlverhalten habe Anne «stundenlang in der Ecke» stehen müssen.

Besonders hart traf es Rudolfs vierzehn Jahre älteren Bruder Josef, er sei vom Vater, einem wahren «Tyranen», «fürchterlich behandelt» worden. Aus jedem noch so nichtigen Anlass, so erzählte Ingeborg, habe Josef heftige «Prügel» bekommen – trotz oder gerade wegen der Prügelerziehung, die Friedrich selbst genossen hatte.

Die jüngsten Augstein-Kinder, Rudolf und Ingeborg, wussten von all dem nur aus den Erzählungen ihrer Geschwister. Die Mutter, so sagte man den beiden, hätte den Gewaltausbrüchen ihres Mannes hilflos zugeschaut und «gelitten». Schließlich habe ein katholischer Militärjurist, so erzählte es später Rudolf Augstein selbst, dem Vater gesagt: «Sie ruinieren Ihren Jungen. Schicken Sie ihn aufs Internat.» Was dann auch geschehen sei. Josef verließ mit 15 Jahren das Elternhaus und wechselte auf ein Konvikt in Hildesheim. Seine schulischen Leistungen verbesserten sich sofort. Nach dem Abitur studierte er Jura und ließ sich in Hannover als Anwalt nieder.

Als nun einziger Junge stand der kleine Rudolf ganz im Mittelpunkt der Familie. Anders als der große Bruder sei er kaum je geschlagen worden. Er sei allerdings auch «ein braves katholisches Kind» gewesen, erzählte Augstein 1988 in einem ZDF-Interview aus der Reihe «Zeugen des Jahrhunderts». Und wenn er doch einmal seine Eltern verärgert habe, sei er «am anderen Morgen doppelt lustig» gewesen, so dass der Zorn des Vaters schnell verebbt sei. Der Vater habe seinen Sohn «abgöttisch geliebt», erinnerte sich Schwester Ingeborg. Tatsächlich sind noch aus den Vierzigerjahren Briefe des Vaters an das «liebe Rudölflein» überliefert. So viel Zärtlichkeit hatte der große Bruder nie erfahren.

Die Mutter überließ die Fürsorge für den kleinen Sohn zumeist Rudolfs älteren Schwestern. Vor allem Anne und Irmgard bemühten sich um ihn. Anne übernahm eher den mütterlichen Part. Irmgard war ihm unter allen Geschwistern intellektuell als Einzige gewachsen, sie las viel und ging später auch vorsichtig auf Distanz zum NS-Regime. Da er schon früh gerne und gut sang, begleitete Irmgard ihn häufig auf dem Klavier. Alles drehte sich nur um den kleinen Nachzügler. «Die vielen Schwestern, die ich hatte», erinnerte sich Augstein,

hätten ihn «immer nur halb höhnisch, halb bewundernd den Kronensohn genannt».

Dass er die Liebe der Mutter zuweilen vermisst habe, erwähnte Augstein mehrmals. Er sei sehr oft krank gewesen und erklärte sich das auch damit, «dass meine Mutter, die ja sehr viel zu tun hatte mit sieben Kindern, sich dann um mich besonders gekümmert hat». Als 19-Jähriger schrieb er in sein Notizbuch: «Wenn die Mutter mir über das fieberheiße Gesichtchen strich, war ich so glücklich wie nie mehr später.» Erst als er mit zehn Jahren angefangen habe, Fußball zu spielen, sei er nicht mehr ständig krank geworden.

Sein Vater war dem kleinen Rudolf auch deswegen so gewogen, weil der Junge ungewöhnlich begabt war. Zu Ostern 1930 hatte man ihn im Alter von sechs Jahren in einer katholischen Privatschule eingeschult, in Augsteins Erinnerung «eine Zwergschule mit sechs Schülern und zwei Lehrerinnen». Er lernte schnell, übersprang eine Klasse und wechselte schon nach drei Jahren aufs Gymnasium. Damit habe er ganz den Erwartungen des Vaters entsprochen, der «immer nur Höchstleistungen» von seinen Kindern forderte, wie Schwester Ingeborg 1997 berichtete. Ein «besonderes Kind» sei Rudolf gewesen, «introvertiert», «kein Raufbold». Er hätte sich mit seinen Klassenkameraden «bestimmt nie geschlagen». Stundenlang habe er in seinem Zimmer gesessen und gelesen: «Der konnte alles, der wusste alles, der hat alles verschlungen.»

Ingeborg war freilich sechs Jahre jünger als ihr Bruder, die meisten Erinnerungen hatte sie nur aus zweiter Hand. Auch der Genieverdacht könnte also eine Projektion aus späterer Zeit sein. Doch Ingeborgs Berichte besaßen zumindest einen wahren Kern, wie ein Brief der Schwester Irmgard – sie war vier Jahre älter als Rudolf – aus dem Januar 1943 bezeugt. Sie hatte gerade etwas über die Schwestern Goethes und Kleists gelesen und schrieb nun ihrem Bruder, der an der Front in Russland kämpfte: Vielleicht falle ihr «in späteren Jahrhunderten dann auch ein kleiner Teil an Deinem Nachruhm» zu. «Oder habe ich durch mein Erziehungswerk in Deiner ›Jugend‹ schon solche unsterblichen Dienste erworben, dass es keiner weiteren bedarf?»

Das war mehr als nur Ironie: Der heranwachsende Knabe Rudolf schien zu Höherem berufen, der «Nachruhm» verbrieft – das glaubte man schon damals in der Familie, das glaubte vor allem aber Rudolf selbst. Die fixe Idee, später einmal Großes leisten zu können, bedeutend zu sein, verfolgte ihn schon in frühen Jahren. «Zuweilen, beim Frisieren», so notierte er 1941 leicht amüsiert über seine Schuljahre, «ertappte ich mich, wie ich meine Tolle herunterbürstete, um dann eine gewisse Ähnlichkeit mit Napoleon, nicht umsonst, herzustellen.»

Der Vergleich mit dem eher klein geratenen französischen Nationalhelden kam nicht von ungefähr: Auch der junge Augstein musste das Fehlen körperlicher Größe kompensieren. Ganz anders als der zwei Zentner schwere, große Vater war er von schmäler, eher zierlicher Gestalt und wurde nur 1,69 Meter groß, außerdem schielte er ein wenig. «Hätte Napoleon Europa erobert, wenn er nicht 1,52, sondern 1,92 groß gewesen wäre?», fragte er noch 1953 in einem Vortrag vor rheinischen Industriellen. Die fehlenden Zentimeter waren demnach konstitutiv für die Ausbildung eines besonderen Ehrgeizes – ein gängiges Klischee natürlich.

Die «Größe» seines Vaters habe darin bestanden, dass er «anerkannt» habe, «dass er einen intelligenteren Sohn hat», sagte Augstein einmal. Das hinderte den Vater allerdings nicht, ihn immer wieder mit Handlangerdiensten im eigenen Unternehmen einzuspannen. «Einmal hatte ich fast vor, meinem Vater zu sagen, es sei mir zu viel mit der Arbeit», so notierte er 1941, «und er müsse sich jemanden besorgen, da trat er mir, obwohl er nicht davon wusste, mit solcher Herzlichkeit entgegen und begrüßte mich mit seiner so nach außen leuchtenden Wärme, dass ich kein Wort über mich brachte: Diesen Vater konnte ich nicht im Stich lassen! «Nun, Rudolf?» fragte er mit strahlendem Gesicht und gab mir die Hand. «Wird's noch Zeit sein?» Ich nickte. Wo gab es auch einen Mann, dem man lieber die Hand gegeben hätte als meinem Vater?» Er hätte sich keinen besseren Vater wünschen können, heißt es weiter in den Notizen, und: «Überhaupt wäre mir die Vorstellung, andere Eltern zu haben, immer schwergefallen. Wir passten zueinander, obwohl ich so ganz anders war als sie.»

In Wahrheit hatte Rudolf Augstein wohl auch Mitleid mit seinem Vater. Diese mit erkennbarer literarischer Ambition stilisierte Szene spielte zu einer Zeit, als der Vater schon lange nicht mehr stolzer Fabrik-Direktor war, sondern einfacher Handelsvertreter, wahrscheinlich für die Firma Tetenal, einen Hersteller fotografischer Prozesschemikalien. Nach seinem Misserfolg mit dem Weinhandel hatte Friedrich Augstein auch noch erleben müssen, wie das Orionwerk gegen Ende der Zwanzigerjahre in die Pleite abzurutschen drohte. 1930, also in dem Jahr, in dem sein Sohn Rudolf eingeschult wurde, musste er seinen Anteil am Unternehmen für 35 000 Mark verkaufen – was gewiss nur einen Bruchteil seines Einstiegspreises aus dem Jahr 1913 ausmachte, aber immerhin noch genug war, um vorerst den Anschein eines gewissen Wohlstands aufrechtzuerhalten. Tochter Ingeborg konnte sich später jedenfalls nicht daran erinnern, dass im Elternhaus jemals über Geldnöte gesprochen wurde. 1933 reichten die neuen Geschäftsführer des Orionwerks einen Antrag auf Liquidation ein, 1937 wurde das Unternehmen aus dem Handelsregister gestrichen.

Vorübergehend fand Friedrich Augstein eine Anstellung als Sekretär des Fugger-Clubs, eines Vereins katholischer Kaufleute in Hannover, dem er auch selbst angehörte. Dann übernahm er den Job des Handelsvertreters. Und in dieser Zeit musste sein Sohn «fast jeden Tag in die Stadt radeln und Waren herumbringen», wie sich Rudolf Augstein später erinnerte, «für mein Selbstgefühl eine wenig angenehme, aber zweifellos heilsame Übung», fügte er hinzu. «Wie mein Vater vom Fabrikdirektor zum Reisenden hatte finden können, war und ist für mich bewundernswert», notierte er 1941.

Bewundert hatte er vor allem die Bereitschaft des Vaters, sich in die unerfreulichen Begebenheiten zu fügen. Das Dasein eines Handelsvertreters sei «das Schlimmste», «was man auf der Welt werden» könne, sagte er 1998 im SPIEGEL-Gespräch mit Martin Walser, «so was Erniedrigendes, eine ständige Demütigung». Der Familienrat, so erinnerte sich Rudolf Augstein, habe schließlich beschlossen, dass der Vater ein kleines Fotogeschäft übernehmen solle, was dann

auch – wahrscheinlich 1938 – geschehen sei. Dort, in der Firma «Photo-Augstein» (Spezialität: «Hervorragende Vergrößerungen»), musste Rudolf nun ebenfalls aushelfen. Nachmittags, nach der Schule, stand er zuweilen hinter dem Tresen und verkaufte Fotoartikel. Der 15-Jährige wurde damit unmittelbar zum Zeugen des sozialen Abstiegs seines Vaters vom Millionenerben zum Inhaber eines kleinen Fotogeschäfts: «Viel war das nicht für den Sohn eines der reichsten Männer von Bingen.»

Der Fugger-Club, der Friedrich Augstein zunächst vor der Arbeitslosigkeit bewahrte, war Teil des katholischen Milieus in Hannover, in dem die Augsteins nach ihrem Wegzug aus Bingen eine neue Heimat gefunden hatten. Laut einer Volkszählung aus dem Jahr 1933 gehörten nur gut zehn Prozent der etwa 440 000 Bürgerinnen und Bürger Hannovers der katholischen Kirche an. «Hannover, das war Diaspora. Und keine Ortsbestimmung habe ich als Kind so oft gehört wie diese», berichtete Rudolf Augstein 1987 in einem Vortrag vor der Evangelischen Akademie in Tutzing.

Diaspora bedeutete jedoch keineswegs, dass man sich verstecken musste. Katholische Einrichtungen – Kirchen, Krankenhäuser, Schulen und Vereine – bildeten eine gut sichtbare Parallelkultur in der Stadt. Schon 1924 wurde der Deutsche Katholikentag in Hannover abgehalten. Das Bewusstsein, einer Minderheit anzugehören, stärkte das Zusammengehörigkeitsgefühl der Hannoveraner Katholiken und es förderte zugleich deren Bereitschaft, sich mit der Stadt zu identifizieren, mit ihrer Geschichte – auch Hannover hatte 1866 gegen die Preußen gekämpft –, mit ihren Schlössern und ihren Baudenkmälern. «Ich fand die Stadt schön», erinnerte sich Rudolf Augstein 1991 in einem Beitrag über seine Jugend in Hannover für ein *Merian*-Heft über die niedersächsische Landeshauptstadt. Die mehrheitlich protestantisch geprägte Großstadt vermittelte dem jungen Rudolf aber auch das Gefühl, ein Außenseiter zu sein. Er habe darunter allerdings «nie gelitten», schrieb Augstein. Wahrscheinlich hatte ihn diese Erfahrung nur schon früh in der Überzeugung bestärkt, etwas Besonderes zu sein, etwas, was ihn eben von der Masse unterschied.

Man sei, so Rudolf Augstein in dem Interview aus dem Jahr 1993, eine «sehr katholische Familie» gewesen. «Meine Mutter war die gläubigste Frau der Welt.» Der katholische Glaube sei niemals «in Frage gestellt» worden und er selbst «gerne zur Kirche» gegangen, auch später in seiner Zeit als Messdiener in der Herz-Jesu-Kapelle. Vor allem habe er «den Weihrauch und das Gebimmele und die Gesänge und die Liturgie» geschätzt. Die lateinischen Responsorien könne er immer noch singen. «Alles das, was die katholische Kirche an sinnlichen Eindrücken zu bieten hat, das gefiel mir, als ich Kind war.»

In Glaubensfragen sei man in der Familie Augstein sehr strikt gewesen, erinnerte sich auch Rudolfs Schwester Ingeborg. Vor und nach den Mahlzeiten habe man stets ein Gebet gesprochen. In allen Räumen der elterlichen Wohnung hätten Weihwasserbecken gestanden. Zudem seien in den Kinderzimmern Heiligenfiguren aufgestellt worden, der heilige Aloysius etwa, der Schutzpatron der Jugend. Als eine Cousine der Mutter einen geschiedenen Mann geheiratet habe, erinnerte sich Ingeborg, hätten die Eltern den Kontakt trotz des bis dahin bestehenden freundschaftlichen Umgangs sofort abgebrochen.

«Glücklich war ich nur in jungen Jahren, als ich noch in die Kirche ging», sagte Rudolf Augstein in den Siebzigerjahren einem Freund. Selbst wenn in diesem Satz etwas nostalgische Verklärung steckte: Die enge Bindung der Familie an die Rituale der katholischen Kirche verhalfen ihm in der Kindheit zu einer einzigartigen und später nie wieder so erlebten Geborgenheit.

I.III. «Es gab nur noch Nazis und Antinazis»

Schulzeit im humanistischen Gymnasium

Dass man ihn auf das Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasium geschickt hatte, erklärte sich Rudolf Augstein später mit einem Irrtum seiner Eltern: Sie hätten geglaubt, dass die Schule von überdurchschnittlich vielen Katholiken besucht worden sei – was aber, so erinnerte er sich, gar nicht gestimmt habe. Im April 1933, im Alter von neun Jahren, wurde er am Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasium aufgenommen. Den fünf Kilometer langen Schulweg fuhr er entweder mit dem Fahrrad oder mit der Straßenbahn. Letzteres habe den Vorteil gehabt, erzählte Augstein, dass er dabei seine «Hausaufgaben erledigen» konnte.

Obwohl er nur drei Jahre in der Volksschule verbracht hatte, war er offenbar gut vorbereitet auf die Herausforderungen eines humanistischen Jungen-Gymnasiums. Das erste Zeugnis, zu Ostern 1934, bescheinigte ihm durchweg gute Leistungen in den Hauptfächern, nur in Mathematik, Leibesübungen und Handschrift waren sie «genügend». Ein «sehr gut» gab es in Musik. Außerdem wurde ihm eine «lebhaft» Beteiligung am Unterricht attestiert.

Der talentierte Knabe war bis dahin eher ein Einzelgänger gewesen. Mit dem gleichaltrigen Mitschüler Helmut Ostermann aber freundete er sich schnell an. Dass der Junge Jude war, machte ihn zum Außenseiter, schon deswegen interessierte sich Rudolf wahrscheinlich für ihn. Häufig legten die beiden nach der Schule ein Stück des Heimwegs gemeinsam zurück. Auch nachmittags traf man sich zuweilen. Rudolf soll, so erinnerte sich sein Freund nach dem Krieg, den Kuchen von Mutter Ostermann besonders geschätzt haben. Er habe

mit ihm viel über die dramatischen Vorgänge im nationalsozialistischen Deutschland gesprochen. «Wir hätten auch keine Freunde sein können, wenn er sich nicht für Politik interessiert hätte.»

Mit dem Ende des ersten Halbjahres, im Herbst 1933, verschwand Helmut jedoch plötzlich und ohne Ankündigung aus der Schule. Erst 25 Jahre später meldete er sich wieder bei seinem Schulfreund Rudolf, nun unter seinem neuen Namen Uri Avnery – und nicht aus Hannover, sondern aus Israel. Die Ostermanns hatten gleich nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten diskret mit den Vorbereitungen für die Emigration begonnen und dann im November 1933 Deutschland mit dem Ziel Palästina verlassen. Auch Avnery wurde Journalist und schrieb mitunter für den SPIEGEL.

Von Helmut Ostermann behaupteten Augsteins Biografen später, er sei der einzige Jude in seiner Klasse gewesen. Doch es gab noch mindestens einen weiteren. In einem kaum beachteten Beitrag für das Buch «Schule im Dritten Reich» berichtete Augstein 1983 von einem gewissen Simon. Dieser Junge habe ein «äußerst unglückliches Aussehen und Gebaren gehabt» und sei das «schwarze Schaf» der Klasse gewesen. «Auch ich war nicht sein Freund, aber auch nicht sein Feind», fügte er hinzu. Zumindest einmal, so erinnerte sich Augstein etwas beschämt, habe er sich mit einem antisemitischen Spottvers über Simon zur Gaudi der anderen im Unterricht lustig gemacht. «Bei mir war keine Rede von Judenhass. Oder vielleicht doch? Oder Bössartigkeit gegen den «Underdog», der ohnehin unterlegen ist. Ich weiß es nicht.» Simon ging 1936 von der Schule ab. Augstein: «Ich weiß nicht wohin. Man muss fürchten, er ist irgendwann umgebracht worden.»

Vor 1933 hatte Politik im Leben des Schülers Rudolf Augstein noch keine große Rolle gespielt. Seine Schwester – wahrscheinlich war es Irmgard – habe ihm 1932 mal einen Zeitungsartikel über eine blutige Saalschlacht zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten im preußischen Landtag vorgelesen, so erzählte er in dem biografischen ZDF-Interview aus der Reihe «Zeugen des Jahrhunderts». Und im selben Jahr habe ihm jemand in der Straßenbahn eine Zeitung ent-



Familie Augstein auf Borkum, 1926 (sitzend v. l.: Geschwister Margret, Rudolf, Irmgard, Vater Friedrich und Mutter Gertrude; kniend: Geschwister Anneliese und Josef)

gegengehalten, mit der Schlagzeile: «Kabinett Brüning bricht zusammen». Auch daran konnte er sich erinnern. Aber in dem Alter habe er noch gar nicht gewusst, was ein Kabinett ist.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten brach die große Politik plötzlich in sein Leben ein. «Auf einmal sah der gesamte Kosmos anders aus. Es gab eigentlich nur noch Nazis und Antinazis», erinnerte sich Augstein. Und als Spross einer rheinisch-katholischen Familie sei er zum Gegner des Nationalsozialismus «prädestiniert» gewesen. Sein Vater, notierte er nach dem Krieg, habe auf ihn immer wie «ein ferventer Antinazi» gewirkt. So gab es im Hause Augstein angeblich auch «keine Diskussion darüber, wer den Reichstag angezündet hatte. Das waren die Nazis». Bei aller Gegnerschaft zum Regime sei jedoch immer klar gewesen, dass «man am Leben bleiben und nicht vom Regime zermalmt werden» wollte.

«Antinazi» hieß denn auch nicht, dass man vom Zeitgeist völlig unberührt geblieben wäre. Bei den Augsteins ging es betont vaterländisch und national zu. Man sei zwar «gegen Hitler» gewesen, «aber für Franco», den faschistischen Diktator, der das katholische Spanien im Bürgerkrieg vor den vermeintlich gottlosen Kommunisten bewahrt hatte, erzählte Augstein 1993. Auch der von den Nationalsozialisten zur Staatsideologie erhobene Hass auf die Juden war in der Familie anschlussfähig. So fuhren Rudolf Augsteins Eltern stets in den Sommerurlaub nach Borkum und beteiligten sich dort an einem berüchtigten Ritual, wie Tochter Ingeborg unter Berufung auf ihre Mutter erzählte: Mit den übrigen Kurgästen habe man sich abends immer vor dem Kurhaus versammelt und dort mit Inbrunst das sogenannte «Borkum-Lied» gesungen: «Borkum der Nordsee schönste Zier/bleib du von Juden rein/lass Rosenthal und Levysohn/in Norderney allein ...».

Augstein selbst sprach später von einem «normalen rheinischen Antisemitismus», der in seinem Elternhaus geherrscht habe. Vor 1933 und nach 1945 hätten sich die Eltern durchaus antisemitisch geäußert, nur in den Jahren dazwischen habe der Vater der Mutter die «naiven Antisemitensprüche» verboten. Allzu plausibel waren diese Erinnerungen nicht, sie sollten wohl vor allem die Distanz der Eltern zum NS-Regime belegen. Martin Walser verspottete Augsteins Erzählungen im SPIEGEL-Gespräch mit seinem «Freund Rudolf» 1998 als «den besten antifaschistischen Roman», den er je gelesen habe.

Durchgehend abgelehnt wurde die Hitler-Partei in der Familie jedenfalls nicht. Rudolf Augsteins älterer Bruder Josef etwa war gleich am 1. April 1933 der NSDAP – Mitgliedsnummer 1 754 058 – sowie dem Nationalsozialistischen Juristenbund beigetreten. Ein entsprechendes Dokument findet sich heute im Berliner Bundesarchiv. Seit Dezember 1935 war Josef als Rechtsanwalt beim Amts- und Landgericht Hannover zugelassen. «In charakterlicher und politischer Hinsicht», so attestierte ihm 1944 der Hannoveraner Landgerichtspräsident in einer dienstlichen Beurteilung, «bestehen keine Bedenken.» Möglicherweise war Josefs Eintritt in die NSDAP allerdings auch ein Aus-



Augstein mit Martin Walser in Saint-Tropez, 16. September 1998

druck des Protests gegen den autoritären Vater, der stets Anhänger des katholischen Zentrums blieb.

Immerhin hatten die Augsteins in den ersten Jahren des NS-Regimes noch jüdische Freunde, die Familie Rüdenberg zum Beispiel. Gustav Rüdenberg war ein Geschäftsfreund von Friedrich Augstein gewesen und betrieb seit 1896 eine «Photographische Apparatehandlung», einen Großhandel, der auch Kameras der Firma Orion im Angebot gehabt haben dürfte. Längere Zeit residierten beide Firmen unter derselben Adresse in Hannover. Rudolf Augstein erinnerte sich 1993 im Interview daran, dass er den ebenfalls in der Podbielskistraße lebenden Rüdenbergs «immer die Butter hingebraht» habe, weil jüdischen Familien während des Krieges sehr viel kleinere Fett-Rationen zugeteilt wurden als der übrigen Bevölkerung.

Gustav Rüdenberg zählte in Hannover zu den Mitgründern des Kunstvereins «Kestner Gesellschaft» und besaß selbst eine bedeutende Kunstsammlung. «Er hatte», so erinnerte sich Augstein, «zehn oder zwölf Lovis Corinths, die sonderbarer Weise als entartet einge-

stuft waren, obwohl Göring welche hatte.» Eines Tages habe Rüdenberg dem Vater ein Angebot gemacht: «Nehmen Sie diese zehn Lovis Corinths, bringen Sie sie irgendwo auf dem Land unter, und wenn der Krieg zu Ende ist und wir beide überleben, kriegen wir fünf zurück, und Sie behalten die anderen fünf.» Augsteins Vater aber habe geantwortet: «Was? Solche schweinischen Bilder? Das kommt überhaupt nicht in Frage.» 1941 wurde Gustav Rüdenberg mit seiner Frau nach Riga deportiert. Sie kehrten nie nach Hannover zurück. Wann Rudolf Augstein vom Schicksal der jüdischen Familie erfuhr, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. «Man hat sich nicht lange Gedanken darüber gemacht», gestand er später.

Anders als die meisten 10- bis 14-jährigen Jungen war Rudolf nicht dem nationalsozialistischen «Deutschen Jungvolk» beigetreten. Stattdessen schloss er sich der katholischen Jugendgruppe «Bund Neudeutschland» an. Der Jesuitenpater Edmund Mertens gab dort den Ton an, angeblich dezidiert regimekritisch, wie sich Augstein erinnerte. Mertens hatte auch noch später Einfluss auf Rudolf. Seine Warnungen vor der angeblich «schwül-sinnlichen Musik» Richard Wagners blieben freilich ohne Erfolg. Schon als Schüler besuchte der Junge mit Vorliebe Wagner-Aufführungen der Hannoveraner Oper.

1937 war es dann aber so weit: Rudolf musste der Hitlerjugend (HJ) beitreten. Er wählte die seiner Meinung nach harmloseste Variante des nationalsozialistischen Jugendverbands, nämlich eine sogenannte Spielschar. Das bewahrte ihn angeblich vor der in anderen Abteilungen üblichen paramilitärischen Ausbildung und vor allzu intensiver ideologischer Indoktrination. Er schloss sich einer Marionettentheater-Gruppe an, entwarf eigene Stücke und bastelte mit Begeisterung Spielpuppen. Gern sprach er mit hoher Fistelstimme die Frauenrollen. Sogar das Gedicht «Anna Blume» («Warum sind Annas Kleider in weiße Falten zersägt») habe er in der Spielschar vorgetragen, erzählte er nach dem Krieg. Der Autor, der von den Nationalsozialisten verfemte Dadaist Kurt Schwitters, war bereits 1935 emigriert. «Und der Mann soll aus Hannover stammen», will Augstein am Ende seines Vortrages mit gespielter Entsetzen ausgerufen haben.

Auch der 1926 geborene Erhard Eppler, der spätere SPD-Politiker und Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, war Mitglied einer solchen Spielschar gewesen. «Die Spielschar», so berichtete Eppler in seinen Memoiren, sei «eine Zuflucht» für jene gewesen, die den Dienst bei der Hitlerjugend für «reichlich phantasielos und wenig ergiebig» gehalten hätten. Das bedeute nicht, so Eppler weiter, dass sich hier ein Widerstandsnest gebildet hätte, wohl aber eine «Gruppierung, in der Kritik und Spott zum guten Ton gehörten». Epplers Erinnerungen vermitteln am Ende den Eindruck, seine HJ-Mitgliedschaft sei politisch völlig unbedeutend gewesen.

Ähnliches gilt für den Historiker Reinhart Koselleck, wie Augstein Jahrgang 1923, der Mitglied der Reiter-HJ gewesen war und später so tat, als habe es sich dabei um eine Art Sportverein gehandelt. Weder Augstein noch Eppler oder Koselleck erfassten den wahren Zweck dieser Sonderstaffeln der Hitlerjugend. Reichsjugendführer Baldur von Schirach hatte sie nicht etwa zum Vergnügen für künstlerisch oder sportlich veranlagte Jung-Dissidenten geschaffen, sondern als Vehikel ideologischer Indoktrination. Diese Verbände, so hieß es in der NS-Zeitschrift *Die Spielschar*, seien «ein hervorragend geeignetes Mittel, um Menschen in unserem Sinne, das heißt ausschließlich nationalsozialistisch zu formen und zu bilden».

Drei Jahre lang war Rudolf Augstein in der Hitlerjugend. Zuletzt bekleidete er den niedrigen Rang eines Rottenführers. Im Sommer 1940 erwirkte Vater Friedrich dann eine Freistellung seines Sohnes, weil der Junge ihm in einer «kriegsbedingten Notlage» im «Photogeschäft» helfen müsse. Viel spricht dafür, dass der Filius einfach keine Lust mehr zum Dienst in der HJ hatte. Ein anderes Amt in den verschiedenen Gliederungen und Unterorganisationen der NSDAP hat Rudolf Augstein, nach allem, was man heute weiß, nicht bekleidet.

Seinen Mitschülern musste schon früh aufgefallen sein, dass ihr musisch veranlagter Klassenprimus kaum dem Idealtypus des nationalsozialistischen Herrenmenschen entsprach: Immer war er der Kleinste und Schwächteste seines Jahrgangs. Dennoch wählte man ihn mehrmals zum Klassensprecher, auch weil er das besaß, was man

schon damals eine «große Klappe» nannte. Ein solcher Job sei ein «Balanceakt», erinnerte er sich 1993. Einerseits müsse man «frech zu den Lehrern» sein, andererseits dürfe man den Bogen aber auch nicht überspannen.

Im Augstein-Nachlass sind einige «Bierzeitungen» aus seiner Schulzeit enthalten, die dokumentieren, dass er von seinen Klassenkameraden trotz des Ansehens, das er genoss, ein wenig belächelt wurde. 1938 etwa hieß es über den 14-Jährigen: «Der Schnaps beim Kneipen ist verpönt, Augstein ist kaum der Milch entwöhnt.» Ein Jahr später dann klang es schon etwas anders. Unter der Überschrift «Rudi und das Bier» schrieb man:

Es duftet süß, und Rudi Augstein
taucht seinen Schnabel froh hinein
und lässt mit stillvergnügten Sinnen
das erste Glas hinunterrinnen.
Nicht übel, und er schlürft schon wieder
das acht' und neunte Glas hernieder ...

Der Gymnasiast Rudolf Augstein bemühte sich darum, bei den üblichen Trinkritualen mitzuhalten und nicht zum Außenseiter zu werden. Und doch lagen seine Interessen am Rande dessen, was man damals von einem Jungen seines Alters erwartete. Er las und schrieb viel, Gedichte etwa sowie kleinere, nicht mehr überlieferte Artikel für den *Jugendfreund*, eine vierzehntäglich erscheinende Wochenendbeilage des *Hannoverschen Anzeigers*.

Erste literarische Ambitionen verriet eine Hausarbeit mit dem Titel «Deutsches Land am Meer», die der 14-jährige Rudolf nach einem Landschulheim-Aufenthalt im Sommer 1938 auf Juist verfasst hatte und die heute im Augstein-Archiv liegt. Das 15 Seiten lange, mit der Schreibmaschine geschriebene und fadengeheftete Werk, das der Gymnasiast mit eigenen Fotos illustriert hatte, erging sich in Naturschilderungen, die offensichtlich von Karl Mays Erzählungsband «Unter Geiern» inspiriert waren. «Scharf heben sich die Sträucher gegen den blauen Himmel und den hellen Sand ab», heißt es dort an einer Stelle, und weiter: «Wie im Llano Estakado, der amerikanischen

Sandwüste, sind die Wege durch in die Erde gesteckte Reiser gekennzeichnet.»

Die Hausarbeit wurde mit einem «sehr gut» bewertet, freilich nicht nur wegen ihrer sprachlichen Qualität, sondern sicherlich auch, weil der junge Autor politisch die gewünschten Schlüsse zog. «Am meisten beeindruckt», so das Urteil Rudolf Augsteins am Ende seiner Arbeit, habe ihn «die Erkenntnis, dass auch hier an der See deutsches Land um seine Existenz ringt und deutsche Menschen auf dem Posten stehen für Führer und Volk.» Ein wenig Spott schwang jedoch in der Bemerkung mit, dass der «überwiegende Teil» der Juister Bevölkerung «durch Inzucht degeneriert» sei. Auf der Insel lebten «nur noch wenige rein nordische Menschen».

Völkisches Gedankengut hatte er sich also durchaus angeeignet. Unklar bleibt nur, ob er mit solchen Formulierungen vor allem Erwartungen seiner Lehrer erfüllte oder ob er davon auch überzeugt war. In einem Interview mit SPIEGEL-TV aus dem Jahr 1993 lobte er den stillen Protest seines Lateinlehrers nach der Pogromnacht vom 9. November 1938. Auch in Hannover hatte man an diesem Tag Synagogen und viele jüdische Geschäfte zerstört, 275 jüdische Bürger wurden in das KZ Buchenwald deportiert. «Wir schauen nicht auf die Straße», so habe der Pädagoge am Morgen danach der Klasse mahnend gesagt, «wir schreiben eine Klassenarbeit.» Und gewissermaßen als Zeichen des Widerstands gegen die herrschenden Zustände habe der Mann dann noch hinzugefügt: «Ich sage jedem jede Vokabel.» Ob ihn dieser Lehrer damals schon beeindruckt hatte oder erst jetzt, im Rückblick, sagte Augstein allerdings nicht.

Zu Ostern 1939 wechselte der 15-Jährige auf das Hannoversche Ratsgymnasium, weil das Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasium in eine Mädchenschule umgewandelt worden war. Sein erster Biograf Leo Brawand befragte Jahrzehnte später die Mitschüler Augsteins auf dem Ratsgymnasium nach frühen Erinnerungen an ihren inzwischen so prominenten Klassenkameraden. Der einhellige Tenor ihrer Antworten lautete: Rudolf habe zwar «national» gedacht, sei aber «gegen die Nazis» gewesen. «Alle rechnen es sich irgendwie an», so

berichtete Brawand danach an Augstein, «mit Dir zusammen gewesen zu sein.»

Umgekehrt bescheinigte auch Augstein nach dem Krieg mehreren Lehrern eine regimekritische Haltung. «Obwohl er Parteimitglied war», schrieb Augstein 1946 über den von ihm besonders geschätzten Kunstlehrer Bernhard Haake, «galt er in Schülerkreisen als einer der wenigen, die aus ihrer Abneigung gegen den Nationalsozialismus keinen Hehl machten.» In «geheimen Arbeitsgemeinschaften» habe Haake bei seinen Schülern «das Verständnis für die sogenannte ›Entartete Kunst‹» geweckt. Der Pädagoge habe ihm sogar «Bert Brecht und andere verbrannte Dichter zu lesen» gegeben.

In den Tagebüchern und Notizheften, die der Schüler Rudolf Augstein seit 1940 führte, ist allerdings weder von entarteten Künstlern noch von Brecht die Rede. Wahrscheinlich schlossen Augstein und seine Mitschüler im Nachhinein eine Art Schweigepakt: Man verdrängte rückblickend die Konzessionen an den nationalsozialistischen Zeitgeist und betonte alles Regimekritische umso mehr.

Der gleichaltrige Walter Jens etwa vergaß selbst seine NSDAP-Mitgliedschaft. Darauf angesprochen, stieß er beim Durchforschen alter Unterlagen «mit Erschrecken» auf eine Rede, in der er als junger Germanistik-Student um 1941/42 vor Kameraden «mit makabrer Unschuld» Worte wie «entartete Literatur» gebraucht hatte. So «indoktriniert» sei er nach dem Abitur gewesen, gab Jens dann im Jahr 2010 in einem Zeitungsinterview zu. Von moderner Literatur habe er «damals keine Ahnung» gehabt und dafür «völkische» Autoren präferiert.

In seinen Notaten erwähnte Augstein nur, dass er im ersten Kriegswinter in der Hannoveraner Stadtbibliothek die Romane nordischer Autoren ausgeliehen und gelesen hat, darunter auch die Bücher des norwegischen Nazi-Freundes Knut Hamsun. Im Nachlass liegt eine, allerdings undatierte, fünfseitige Stellenlese der Hamsun-Romane «Kinder ihrer Zeit» und «Die Stadt Segelfoß». Hamsun hatte während der deutschen Invasion im Frühjahr 1940 an seine norwegischen Landsleute appelliert: «Werft die Gewehre fort und geht wieder nach Hause! Die Deutschen kämpfen für uns alle.»

Zur deutschen Besatzungstruppe in Norwegen zählte auch Josef Augstein, der seine Tätigkeit als Anwalt während des Krieges für einige Zeit unterbrechen musste. Sein 14 Jahre jüngerer Bruder Rudolf interessierte sich nun für alles Skandinavische, nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Musik. Er hörte Schallplatten mit den Werken von Edvard Grieg und entwickelte erste Ideen für ein Theaterstück über Hrolf Kraki, den sagenumwobenen Dänenkönig aus dem sechsten Jahrhundert.

Den inzwischen 16-Jährigen beeindruckten die raschen Siege der Wehrmacht in den ersten Monaten des Zweiten Weltkrieges. Und doch besaß er schon damals jenen kritischen Impuls, der ihn später so auszeichnete. In einem Klassenaufsatz über «Die politische, wirtschaftliche und militärische Lage Englands nach dem Ausscheiden Frankreichs» spottete er am 1. Juli 1940 zwar über das «vernegerte Frankreich» und dessen «degenerierte» Eliten, warnte aber zugleich «vor einer Übertreibung der großen Erfolge»: England sei «noch nicht besiegt, ja noch nicht einmal wirksam geschlagen worden». Wer, so fragte er, wolle etwa die Schwierigkeit «ableugnen», dass England «die größte Flotte der Welt besitzt», zudem bestehe die Gefahr eines Kriegseintritts der USA sowie der Sowjetunion – eine Argumentation, die seinem Deutschlehrer gar nicht gefiel, wie mehrere Kommentare am Rande bezeugen.

Aber der Schüler Augstein wusste, was von ihm erwartet wurde. Am Ende seiner Arbeit begab er sich wieder auf sicheres Terrain: Es bleibe den Deutschen nichts anderes übrig, «als entgegen jeglicher Vernunftabwägung es der genialen Schöpferkraft des Führers anheimzustellen, auch für diese ungeheuren Schwierigkeiten die geeigneten Mittel und Wege ausfindig zu machen». Es gelte «hoffnungsfreudig in die Zukunft zu blicken» (Lehrerkommentar: «Das ist aber auch höchste Zeit»). «Denn eines», so der Schüler Augstein, sei «unmöglich: dass wir den Krieg noch verlieren».

Trotz dieser überraschenden Wendung urteilte der Lehrer schließlich: «eine inhaltlich recht dürftige und in den Anschauungen wenig hoffnungsfreudige Arbeit». Augstein selbst klebte später einen Post-

it-Zettel an die entsprechende Seite im Aufsatzheft, auf dem er notiert hatte, dass die Arbeit «wegen defätistischer Gesinnung» nicht benotet worden sei – eine Behauptung, der seine Biografen bisher in der Regel gefolgt sind.

Auch die weiteren zu diesem Thema geschriebenen Arbeiten wurden allerdings unbenotet zurückgereicht. Wilhelm Koch, ein Mitschüler und Freund Augsteins, beschimpfte den Deutschlehrer noch Jahrzehnte später in einem an den SPIEGEL-Herausgeber gerichteten Brief als «Trottel», weil er ein so riskantes Aufsatzthema gestellt habe. Der Mann müsse «um seinen Kopf und seine Familie gefürchtet haben, als er zu lesen bekam, was er angerichtet hatte».

Augstein las damals, im zweiten Kriegsjahr 1940, nicht nur Romane von Hamsun und anderen skandinavischen Autoren, sondern alles, was ihn intellektuell herausforderte. So beschäftigte er sich in einem ebenfalls ungedruckten Essay mit dem Werk des vom NS-Regime eher geduldeten als geschätzten Philosophen Ludwig Klages und der Frage, «ob und wie das Leben mechanischen Gesetzen unterliege». Und er studierte erstmals die Bücher von Friedrich Nietzsche. In seinem Nachlass befindet sich ein 64 Din-A-6-Seiten starkes Notizheft aus dieser Zeit, das fast ausschließlich mit Zitaten und Kommentaren zu Nietzsche gefüllt ist. Es zeugt von einer intensiven Befassung mit dem Werk des Philosophen, das auch bei den Nationalsozialisten wohlgelesen war – bei ihnen allerdings reduziert auf ein paar Schlüsselbegriffe wie etwa den des «Willens zur Macht» oder den des «Übermenschen», die in ihr Weltbild zu passen schienen.

Das undatierte Heft enthält nur einen einzigen Datumsvermerk. Auf Seite 61 wird der 20. Oktober 1940 erwähnt. Offensichtlich eine Frucht dieser Nietzsche-Lektüre war ein Leserbrief Rudolf Augsteins, der bereits eine Woche zuvor, am 13. Oktober, in der Kulturzeitschrift *Das Reich* erschien und der auf eine Rezension eines neuen Buches über Nietzsche in einer vorangegangenen Ausgabe Bezug nahm. Mit diesem Leserbrief trat der knapp 17-Jährige erstmals an die Öffentlichkeit. *Das Reich* besaß in der NS-Publizistik eine besondere Rolle: Propagandaminister Joseph Goebbels wollte mit dem sich im Feuille-

ton vergleichsweise liberal gebärdenden Blatt jene bildungsbürgerlichen Eliten an das Regime binden, denen die Nationalsozialisten eigentlich zu ungehobelt waren.

Augstein kritisierte in dem kurzen Text zunächst den Autor des vorangegangenen *Reich*-Artikels dafür, dass er den Wahrheitsbegriff Nietzsches etwas schwammig als «Umdrehung Platos» bezeichnet habe; Nietzsche sei vielmehr ein «Gegenpol» des griechischen Denkers. Außerdem kritisierte er die Behauptung, Nietzsche habe die Philosophie Kants fortgeführt. Zwar hätten sich fast alle namhaften Philosophen des 19. Jahrhunderts, darunter Hegel und Schopenhauer, auf Kant bezogen. Nietzsche hingegen, so erklärte der Gymnasiast, sei so ungefähr der Einzige, auf den das nicht zutreffe. Das alles klang sehr fundiert und erweckte den Eindruck, dass der Leserbriefschreiber mit dem Werk sämtlicher Größen der deutschen Philosophie eng vertraut sei. Tatsächlich hatte Augstein seinem Notizheft damals anvertraut, der Text solle «Aufsehen erregen». Und wahrscheinlich tat er das auch, jedenfalls bei Augsteins Lehrern am Gymnasium.

Wenn sie einen Blick in sein Notizheft aus dem Herbst desselben Jahres geworfen hätten, wäre ihnen deutlich geworden, dass ihr Schüler damals geradezu süchtig nach der Lektüre Nietzsches war, er schien allerdings zugleich fasziniert und abgestoßen. Die Sprache von «Also sprach Zarathustra» etwa begeisterte ihn. «Wer eine geruhssame Stunde verbringen will», so schrieb der junge Augstein in sein Notizheft, «der berausche sich an dem impulsiven Gedankenspiel dieser Kraftnatur, der lasse sich durch diesen einzigartigen, in gefühlsmäßiger Kunstformung hingeschleuderten Stil in Entzücken versetzen.»

Nietzsches Botschaften selbst hingegen beunruhigten ihn zutiefst, sie verletzten den Kern seines christlichen Menschenbilds. Zuweilen lesen sich Augsteins Nietzsche-Kommentare wie eine letzte Abwehrschlacht zur Verteidigung seines katholischen Glaubens. Wer wie Nietzsche «zweitausendjährige Institutionen wie die Kirche als für unsere Entwicklung unheilvoll» ansehe, argumentierte er, «der negiert die menschliche Vernunft überhaupt». Der Philosoph hasse das Christentum offenbar aus niederen Motiven. «Nietzsche neidet Chris-

tus seine weltumspannende Bedeutung.» Hätte es Christus nicht gegeben, so behauptete Augstein gar, hätte Nietzsche «ewige Wiederkunft, Übermensch, Moralleugnung, Dionysos und all die anderen schönen Dinge, die wir ihm verdanken, in Grund und Boden verdammt, um eine Umwertung aller Werte vorzunehmen, in welcher die Moral und Gott möglicherweise die erste Geige gespielt hätten».

Augstein verachtete Nietzsches Idee des radikal gegen sich und andere handelnden Übermenschen – ein «Philosophengespinst», wie er meinte. Die Vorstellung etwa, dass Mitleid das Objekt der Nächstenliebe für den Daseinskampf untauglich mache, sei absurd. «Was für merkwürdige Vorstellungen hat Nietzsche von Mitleid», notierte der Schüler in seinem Notizheft. «Schließt das Mitleid in sich, dass ich dem Bemitleideten schade? Kann ich nicht sein Bestes wollen, ihm, wo es nottut, harte Forderungen auferlegen? Und ich selbst? Verliere ich an Vitalität in dem Maße, wie ich Mitleid «verschenke»? Jegliches Leiden, auch das Mitleiden könne den Menschen vielmehr «erstarken lassen», sofern es ihn nicht überwältige.

Nietzsche wolle «den Menschen überwinden und zum «Übermenschen» erheben», «wir» hingegen – und er meinte damit offenbar: wir Christen – «wir wollen das Tier im Menschen veredeln». Nietzsches «grenzenlose Verherrlichung von Revolverhelden» interpretierte der junge Augstein als «eine krankhaft romantische Sucht nach Größe und Taten». Nicht für «den Nächsten» zu «sterben», sondern für ihn «zu leben» sei «das Höchste». Und das habe «nur einer vollbracht: Christus».

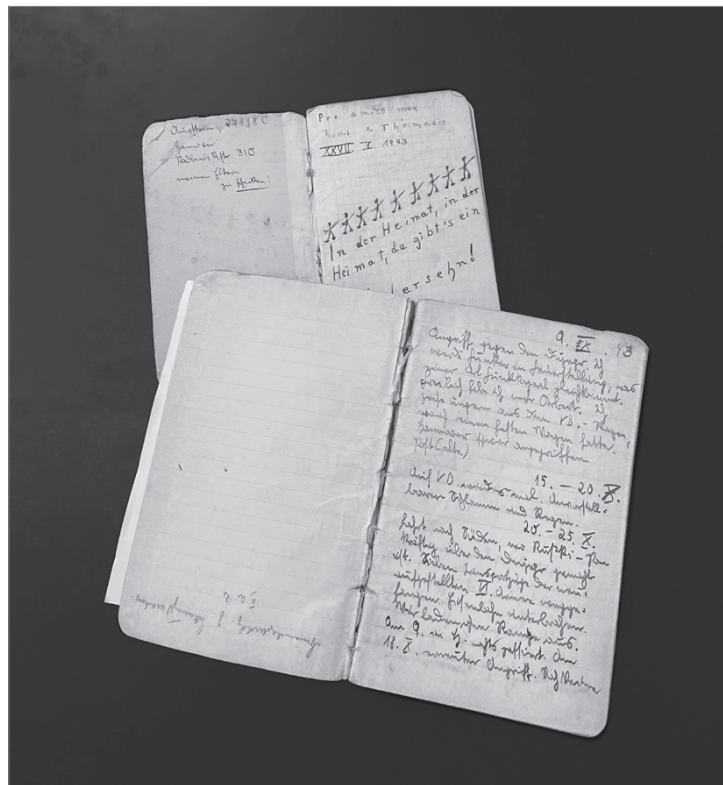
Augsteins Abrechnung mit Nietzsche kulminiert schließlich in einem Satz, der ohne jeden erkennbaren Zusammenhang ganz für sich alleinsteht: «Seht, das ist Nietzsches Übermensch: Hitler.» Eine Erklärung findet sich ein paar Seiten zuvor: Nietzsche habe behauptet, dass der «Herdenmensch» nach der «Vernichtung der wertvolleren Herrenmenschen» trachte. Aber das Gegenteil sei wahr: «Die Masse wirft sich dem, der sie umschmeichelt und mit Füßen tritt, an den Hals.» Wer sich gegen ihn auflehne, bewaise hingegen, «dass er Individualität besitzt». Und weiter: «Glücklich das Land, dessen Edle

beim Erscheinen eines solchen Übermenschen nur einen Ruf kennen: Hinweg um jeden Preis!» Das waren gefährliche Sätze, die schon ein wenig nach Tyrannenmord klangen.

Ein Vergleich der bislang unbekannten Notate Augsteins mit jenen Passagen in seinen Klassenarbeiten, die als Belege seiner Regimetreue gelten können, zeigt also deutliche Abweichungen: In der Schule gab er sich Mühe, die Erwartungen seiner Lehrer weitgehend zu erfüllen und politisch möglichst wenig anzuecken. Im privaten Schutzraum seines Notizheftes hingegen stellte er zu gleicher Zeit die Doktrinen des Nationalsozialismus in Frage.

Anfang März 1941, nach dem Ende der 8. Gymnasialklasse, absolvierte Rudolf Augstein sein Abitur. Die 9. Klasse hatte man seinem Jahrgang erlassen, die Wehrmacht brauchte die jungen Männer an der Front. Am Ende lag sein Notenschnitt etwas schlechter als zwei, wie das Abiturzeugnis zeigt, das im Augstein-Archiv liegt. Das Bestehen der Prüfungen sei für ihn eine reine «Formsache» gewesen, erzählte Augstein gern. Im Fach Deutsch, dem einzigen Fach, das schließlich mit einer Eins benotet wurde, habe der eine Lehrer zum anderen sogar gesagt: «Der weiß mehr als Sie, hat keinen Sinn, ihn zu prüfen.»

I.IV. «Du siehst aus wie der große Kant» Der junge Schriftsteller



Augstein-Tagebücher (1943/1944)

Im Abiturzeugnis wurde dem Schüler Rudolf Augstein eine «einwandfreie charakterliche Haltung» bescheinigt. Er sei «geistig sehr beweglich, ein guter Denker mit selbständigem Urteil, vielseitig interessiert, besonders auf literarisch, weltanschaulichem Gebiete». Über die beruflichen Pläne des 17-Jährigen hieß es: «Augstein will Germanistik studieren.»

Sein Mitschüler Wilhelm Koch durfte die Rede zur Abitur-«Weihestunde» am Samstag, dem 8. März 1941, halten. Augstein selbst, der eigentlich für diese Aufgabe prädestiniert schien, hatte in den beiden letzten Schuljahren die Rolle des Klassenprimus und damit den

Anspruch auf diese Auszeichnung verloren. Am Ende sang der Chor des Ratsgymnasiums Beethovens «Opferlied». Das passte, denn die meisten Abiturienten führte der weitere Weg mehr oder weniger direkt in den Krieg. Bei der Abiturfeier, so notierte Augstein damals, habe ihm der «schon ziemlich fröhliche» Klassenlehrer «die weinselige Rechte auf die Schulter» gelegt und «mit schwerbeweglicher, etwas belegter Stimme» gesagt: «Augstein, du siehst aus wie der große Kant.»»

Dass Augstein studieren und ein Gelehrter werden würde, schien eine ausgemachte Sache. «Wir haben gedacht, er wird ein guter Germanistikprofessor», erinnerte sich Schwester Ingeborg. Die Entscheidung über seine berufliche Zukunft lag bei ihm selbst, die Eltern ließen ihm weitgehend freie Hand. Sie hatten kein Abitur gemacht, geschweige denn eine Universität besucht. Nun wollten sie sich «nicht nachsagen lassen», schrieb der Vater dem Sohn einige Monate später, «dass Du es vielleicht besser gehabt, besser abgeschnitten hättest, wenn wir uns weniger eingemischt hätten».

Im November, zu seinem 18. Geburtstag, das wusste Augstein, würde man ihn einziehen, erst zum Reichsarbeitsdienst, anschließend zum Militär, und das auf unabsehbare Zeit. Die schnellen Siege über Polen, Frankreich und Norwegen ließen die Deutschen zwar auf ein baldiges Ende des Krieges hoffen, doch sicher schien das nicht. Wollte er die Monate bis zur Einberufung für seine Ausbildung, zumindest für eine Weichenstellung nutzen, galt es keine Zeit zu verlieren.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de